

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 13

Artikel: Christine Berthold [Schluss]
Autor: Nuss, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(Schluß.)

Aber sie schüttelte den Kopf: „Darüber sprechen wir nachher noch, Werner, wir wollen jetzt erst mal die beiden Damen.“ — sie lächelte dabei zärtlich auf das blonde Mädelchen herab — „zur Bahn bringen lassen.“ Und sie gab der eintretenden Tessy die nötigen Anweisungen, so daß Suſi mit dem Kinde gleich darauf abfahren konnte.

Beim Hinausgehen ergriff Suſi rasch noch einmal der Freundin Hand: „Diesen Tag will ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen, Christelchen, und ich weiß nicht, wie ich dir für deine Großmut jemals danken soll, daß du, statt mich zu verabscheuen, mir mit der alten Liebe und Freundschaft entgegenkommst.“ Und in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit umarmte und küßte sie rasch die Jugendfreundin und rief ihr beim Einsteigen noch einmal zu: „Und komme nicht zu spät heute abend, unser ganzes Haus soll Kopf stehen zu deinem Empfang. Mein Friß wird ja Augen machen, wenn er dich sieht!“

Ganz umgewandelt war die kurz zuvor noch so gefnickte Suſi, und ihr erleichtertes Gewissen machte sich in einer geradezu kindlich frohen Laune bemerkbar.

„Um dieses süßen Kindes willen, und — weil ich so übermäßig glücklich bin, Suſi, soll alles Häßliche vergessen sein,“ entgegnete Christine mit der alten Herzlichkeit.

Sie freute sich jetzt über alles, was ihre Augen und ihr Herz erfassen konnten, so sehr hatte das Glück Besitz von ihr ergriffen. Wie ein Rausch kam es über sie, als sie in der niedrigen Gaststube nun wieder neben Werner saß und sich dieser beseligenden Gegenwart allmählich voll bewußt ward. Und dann fragte sie: „Wie hast du mich bloß aufgestöbert, Liebster?“

Da erzählte er ihr von jener kleinen Zeitungsnotiz.

„Noch heute will ich dieser Zeitung, dieser dreifach gesegneten Zeitung, ein Geldgeschenk für die Armen überweisen,“ rief sie und machte auch sofort eine Aufzeichnung in ihr Notizbuch.

„Und was wird wohl meine gute Miss Dobbs, die Männerfeindin, sagen, wenn ich mit einem Gatten zu ihr zurückkomme!“ lachte sie vor sich hin.

„Wer ist denn diese Männerfeindin?“

„Die ausgezeichnete Frau von Kanada, der

ich nebenbei aber auch noch alles verdanke, was ich in dieser Zeit unserer Trennung erreicht habe. Sie ist sozusagen der Senior-Chef meiner Firma und hat mich zur Mitinhaberin des ganzen Geschäftes ernannt.“

Bewundernd lauschte Werner ihren Erzählungen, doch eine kleine Falte grub sich zwischen seine Augen.

„Du bist ja dann dort unentbehrlich, wie ich aus allem höre, Liebling; es wird nicht so einfach sein, dich von dort wegzubekommen, denn du wirst verstehen, daß ich nicht der Mann meiner Frau sein will, sondern, daß ich allein imstand bin, in angemessener Weise für dich zu sorgen.“

„Das weiß ich, mein Werner; aber sieh, du würdest in kurzer Zeit imstande sein, Miss Dobbs, die ohnedies schon geschäftsmüde ist, voll und ganz zu ersetzen. Sie wird, wenn ich es ihr unterbreite, mit allem einverstanden sein, was ich ihr vorschlage, denn sie weiß zu gut, daß ich stets nur ihr Bestes dabei im Auge habe. Und ich besitze ihr volles Vertrauen. Wir werden nachher ein ausführliches Telegramm an sie absenden.“

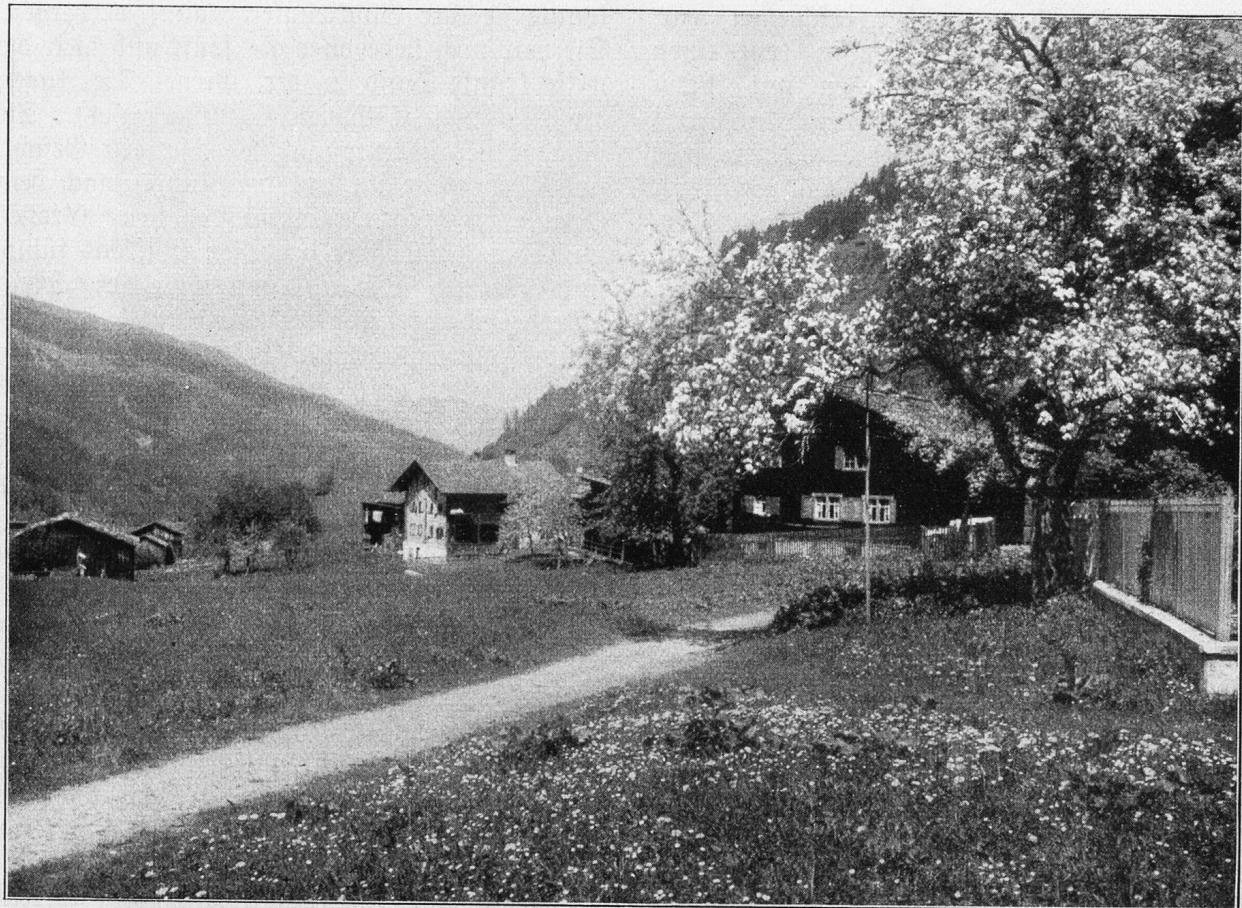
Kopfschüttelnd folgte Werner ihren Ausführungen: „Wenn ich auch als Jurist eine gewisse Ahnung vom Kaufmannsstande habe, so weiß ich doch noch immer nicht, ob ich mich überhaupt dazu eignen würde, ganz besonders unter diesen mir völlig fremden Verhältnissen.“

„Du sprichst doch, soviel ich mich entsinne, tadellos. englisch. Das genügt! Alles andere würden wir in der ersten Zeit gemeinsam arbeiten, bis du mich sicherlich in kurzer Zeit nicht mehr nötig hättest. Unser Geschäft hat noch große Ausdehnungsmöglichkeiten, und du würdest ein reiches Feld für deine Betätigung bei uns finden,“ redete sie ihm immer eifriger zu.

„Ich bin Deutscher, Christine, und hänge mit Leib und Seele an der Heimat,“ wandte er wieder ein.

„Bin ich nicht auch eine Deutsche? Und glaubst du, daß ich mit weniger Liebe an meinem Vaterlande hänge als du, Werner? Auch ich will ja nicht mein ganzes Leben da drüben bleiben, aber jetzt kann ich nicht pflichtvergessen mein Geschäft im Stiche lassen, dessen Besitz ich mir in zähestter Arbeit errungen habe.“

Doch noch immer zeigte Werner eine ablehnende Haltung diesem ganzen Plane gegenüber.



Blick ins blühende Prättigau.

Phot. G. Meerkämper, Davos.

Es widerstrehte ihm, daß ihm gewissermaßen die Früchte der Arbeit dieser beiden Frauen so ohne weiteres in den Schoß fallen sollten. Doch Christine wußte seine Bedenken mehr und mehr zu zerstreuen.

„Glaubst du, Werner, daß ich dir auch nur das Geringste zumuten würde, das sich nicht mit deiner Ehre und deinem Stolze vereinte?“ rief sie schließlich ganz vorwurfsvoll. „Doch sprich du erst einmal mit deinem Vater darüber, falls er unsere Verbindung sonst billigt. Er ist Geschäftsmann und wird anders über meinen Plan urteilen als du, glaube ich.“

Jetzt schlug die kleine Wanduhr die zweite Mittagsstunde.

„Verzeih, Werner,“ sagte Christine erschreckt, „ich muß dich für eine Stunde verlassen und meine Mutter besuchen. Sie wartet auf mich. Und sie ist leider, trotz aller Pflege und Sorgfalt, mit der sie behandelt wird, eine Schwerfranke.“

„Darf ich nicht mit dir kommen, Christel?“

„Leider geht das nicht, Werner. Sie würde sich über dein Erscheinen nur unnütz aufregen,

und das verträgt ihr schwaches Herz nicht mehr; denn sie ist eine gebrochene, alte Frau, die ihr Vergehen jetzt erst zu verstehen beginnt und daran zugrunde geht.

„So will ich hier auf dich warten. Er begriff es, daß sie sein Zusammentreffen mit der Mutter nicht wünschte und drang daher nicht weiter in sie. Und während er in ernstem Sinn zurückblieb, um über diese tief einschneidende Veränderung seines Lebens nachzudenken, saß Christine in der Wohnstube des kleinen Häuschens bei der Mutter. In fast hündischer Liebe hingen die müden, rotumränderten Augen der Kranken an dem Gesicht der Tochter. Alle die zurückgedrängte und aufgespeicherte Liebe der vielen Jahre ihrer Strafe brach nun mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und häufte sich auf diesen einen Menschen, der ihrem Blute am nächsten stand. Als die Erkenntnis des Besitzes einer Tochter damals nach Christinens erstem Besuch richtig in ihr erwacht war, hatte ihr Leiden begonnen. Stundenlang lag sie oft gleich einer Toten in ihrer Zelle und dachte unausgesetzt an diese Tochter, die nach

dem einen Besuch nie wieder erschienen war. Und ihr Herz zermarterte sich in dem einen Wunsche nach einem Wiedersehen mit ihrem Kinde, von dem sie nichts wußte und nie etwas hörte. Jedes freundliche Wort Christinens war ihr jetzt wie ein himmlisches Gnaden geschenk, und es waren die einzigen Augenblicke des Tages, an denen sie auflebte, wenn Christine bei ihr erschien. Fragte diese nach ihrem Befinden, so sagte sie, seit sie gemerkt, daß die Tochter sich Sorgen um sie mache, stets: „Es geht mir ausgezeichnet.“ So auch heute.

„War der Arzt da?“ fragte Christine sie jetzt, als sie mit kurzatmiger Stimme wieder ihr gutes Ergehen betonte.

„Ja, Kind. Aber er braucht bald nicht mehr zu kommen.“

„Wie meinst du das, Mutter?“ fragte die Tochter erschreckt.

Die alte Frau versuchte zu lachen, und stößweise brachte sie die Worte hervor: „Nun, weil ich — nicht mehr frank bin.“

Misstrauisch beobachtete Christine die Kranke. Sie wußte von dem Arzt zu gut, daß keine Hilfe mehr möglich, und daß es das wohltätigste für die Arme war, wenn man sie ganz in Ruhe ließ und sie nicht mehr mit irgendwelchen Kuren quälte. Das konnte seiner Meinung nach nur ein beschleunigtes Ende herbeiführen. Und so hatte ihr Christine nur alle Bequemlichkeiten, die ihr nötig waren, verschaffen und für eine ausgezeichnete Pflegerin sorgen können. Sie hatte Miss Dobbs von allem Mitteilung gemacht, und diese schrieb in ihrer gütigen und großmütigen Weise zurück:

„Du fehlst uns hier allen, mir aber am meisten. Und doch ist dein Platz jetzt an der Seite der Kranken, wenn es so schlimm um sie steht. Bleibe also bei deiner Mutter, so lange es dir Pflicht und Gewissen befehlen.“

Und so blieb Christine von einem Tag und schlüsslich von einer Woche zur andern und wagte nicht von Abreise zu sprechen. Als die Kranke selbst einmal die Rede darauf brachte, ob die Tochter denn so lange von ihrem Geschäft wegbleiben könne, bejahte diese hastig und sagte, sie warte nur darauf, daß es ihr wieder besser ginge, um sie vielleicht dann mit hinüberzunehmen.

Da hatte die alte Frau mit einem sonderbaren Lächeln erwidert: „Ja, ich gehe hinüber, liebes Kind, es wird bald so weit mit mir sein.“

Als Christine heute bei der Mutter saß,

könnte sie ihre Glückseligkeit kaum verbergen. Sie war noch liebevoller als sonst und hielt die kalte kalte Hand in der ihren. Die Augen der Mutter beobachteten sie unausgesetzt. Sie sah die Veränderung in dem jungen Gesicht, und es brannte ihr auf der Zunge, nach dem Grunde zu fragen. Es mußte etwas Großes im Leben der Tochter geschehen sein, das fühlte und erkannte sie. Und dann sagte sie: „Mein gutes Kind, ich weiß nicht, wie ich dir alles danken soll, was du mir Liebes erweist. Wenn der liebe Gott mir meine große Sünde verzeihen kann, so wird er auch meine Gebete erhören, die für dein Glück bitten.“

Christine war tief errötet, und den Arm um die Mutter legend, sagte sie: „Der liebe Gott verzeiht allen reuigen Sündern, Mutter, und er hat auch dir deine Sünde verziehen.“

„Also hat er auch meine Gebete für dein Glück erhört?“ flüsterte mit matter Stimme die kalte kalte Frau.

„Ja, Mutter. Aber nun wollen wir nicht mehr sprechen. Es strengt dich an. Versuche zu ruhen, und morgen bin ich wieder zum Mittagessen bei dir. Wir wollen dann recht froh zusammen sein, daß wir beieinander sein dürfen.“

Da setzte sich die Kranke noch einmal aufrecht in ihrem Stuhl und ergriff zaghaft Christinens Hand:

„Sag, Kind, du meinst, der liebe Gott hat mir alles verziehen, was ich so Schweres gesündigt habe?“

„Ja, Mutter.“

„Und — und du — kannst auch du mir wohl verzeihen, alles verzeihen, was ich durch meine Tat Schweres in dein unschuldiges Leben getragen habe?“ Flehend hingen die Augen der Frau an dem jungen Gesicht.

Rasch beugte sich Christine über die Mutter, damit diese nicht ihre aufsteigenden Tränen sehen sollte, und küßte sie: „Arme Mutter, wie sollte ich mir anmaßen, nicht zu vergeben, wenn ein Höherer es getan? Alles ist doch in meinem Leben so gut geworden, daß ich sogar dich noch finden und so schöne, friedvolle Tage hier mit dir verleben darf.“

„Ich danke dir, mein Kind, für diese guten Worte. Nun ist ja alles gut.“ Und mit einer plötzlichen Bewegung zog sie Christinens Kopf zu sich herab und küßte sie. Dann sank sie wie ermattet in ihren Sessel zurück und flüsterte: „Schlafen. — Morgen wieder, Kind.“

Christine ging leise aus dem Zimmer zur



Die heilige Justina.

Gemälde von Moretto in der Gemäldegalerie des Hofmuseums in Wien.

Pflegerin: „Ich muß heute noch nach Hamburg, bin aber morgen vormittag wieder im Gasthaus, falls ich etwa eher hier nötig sein sollte. Sonst erwarten Sie mich zum Mittagessen.“

Noch einmal spähte sie vorsichtig zur Tür hinein nach der Kranken und sah, daß diese ruhig schlief.

Das berauscheinende, jubelnde Glücksgefühl war verflogen, und eine Beklommenheit lastete dafür auf ihr. Bis sie mit dem Geliebten im Buge saß. Da fiel alle Sorge und Angst von ihr ab, und sie kostete wie eine Verdurstete diese Augenblicke des Glücks.

Es dunkelte bereits, als sie sich der Villa an der Alster näherten. Doch Werner bemerkte so gleich, daß in des Vaters Stube Licht war, und sah auch, wie der Vater jetzt, das Fenster öffnend, sich weit hinausbog, als erwarte er jemanden.

„Das gilt uns, Liebste!“ flüsterte Werner, einen Augenblick still verharrend, bis der Schatten des alten Herrn wieder hinter den Gardinen in ständiger Bewegung sichtbar ward.

Nun fasste er die Geliebte an der Hand, und mit schnellen Schritten gingen sie auf das Haus zu.

Das Haussmädchen führte sie gleich nach oben in die Stube des Herrn, der dies so bestimmt hatte, wie sie sagte.

Es war nicht das erste Mal, daß Christine das Haus betrat, denn Krüž hatte sie oft nach der Wohnung kommen lassen, um dort mit ihr zu arbeiten. Sie kannte diese schöne, in dunklem Holz gehaltene Diele mit der breiten Freitreppe noch so gut, daß sie beim Eintreten fast ein Gefühl des Daheimseins empfand. Und doch stieg sie mit bleiernen Gliedern die Treppe empor, als solle ihr dort oben wiederum ihr eben gewonnenes Glück entrissen werden.

Werner bemerkte ihre Angst und zog sie vor der Türe noch einmal rasch in seine Arme. Dann drückte er auf die Klinke, und sie standen im nächsten Augenblick auch schon mitten in dem hellerleuchteten Raum.

Aus einem Klubsessel erhob sich hastig ein Herr mit schneeweissen Haaren und trat mit ausgestreckten Händen auf beide zu. Christine hatte Mühe, in diesem Kreise ihren einstigen Chef wiederzuerkennen.

„Susi hat mir alles erzählt, liebe Kinder,“ sagte er mit vor Bewegung rauher Stimme. „Verzeiht Eurem alten Vater, daß er in mensch-

lichem Irren Euch um so viele Jahre des Glückes betrogen hat.“

Werner kannte bis jetzt nicht den ganzen Zusammenhang, wie die Geliebte damals doch eigentlich durch seinen Vater zu dieser eiligen Flucht veranlaßt worden war. Sie merkte dies an seinem etwas betroffenen Gesicht bei des Vaters Worten, und da sie mit raschem Blick erkannt hatte, daß Krüž so ganz anderen Sinnes geworden war, wollte sie schnell das Wort ergreifen, um den Vater an weiteren Bekennissen zu verhindern.

Doch da trat aus dem Nebenzimmer auch schon Werners Mutter ein. Mit einem einzigen langen Blick hatte sie Christine betrachtet und zog sie dann liebevoll in die Arme: „Sei mir von Herzen willkommen und mache unsfern Werner glücklich, meine Tochter,“ sagte sie in so inniger Weise, daß Christines Herz ihr so gleich warm entgegenschlug. Dabei bemerkte sie noch, wie Werner dem Vater fest die Hand drückte und die Augen des alten Krüž darüber freudig aufleuchteten. Und doch trat gleich darauf wieder dieser müde, abgespannte Ausdruck in sein Gesicht, der ihr sofort aufgefallen war, als sie ihn jetzt wiedergesehen und erkannt hatte. Ob er wohl frank war?

Sie fand an diesem Abend nicht die Ruhe, um darüber klar zu werden, denn alle wollten jetzt von ihr hören, wie es ihr in Kanada ergangen, und es war des Staunens kein Ende über ihr Erleben und Ergehen, seit sie Hamburg verlassen.

Werner und die Mutter lauschten ihren Erzählungen mit lebhaftestem Interesse und großer Bewunderung, während der Vater immer stiller wurde und ein grüblicherischer Zug in sein Gesicht trat.

„Kannst du denn da so ohne weiteres dieses große Feld deiner Tätigkeit im Stiche lassen?“ fragte er sie jetzt mit gespannter Miene.

Da lächelte Christine, und mit einer Sicherheit, als sei das immer so gewesen, nannte sie ihn jetzt, wie er gewünscht:

„Nein, Vater, das kann ich natürlich nicht, denn das wäre im höchsten Grade pflichtvergessen von mir. Ich muß so bald wie möglich sogar wieder in mein Geschäft zurück.“

Doch er war darüber nicht etwa ungehalten, sondern stimmte ihr fast lebhaft bei, was Frau Krüž den Ausruf entlockte:

„Aber, Friedrich, wie kannst du sie denn darin noch unterstützen? Werner will doch nun

endlich seine Frau auch hier haben und sie gewiß nicht noch einmal so weit fortlassen, nicht wahr, Junge?"

Doch ausweichend klang seine Antwort: „Darüber können wir ja noch immer sprechen. Heute wollen wir uns des Wiedersehens freuen und uns nicht mit solchen Fragen quälen.“

„Recht hast du, Werner,“ rief Krüß in immer besserer Laune. „Und nun wollen wir auch mal das Brautpaar hoch leben lassen, Mutterchen.“

Frau Krüß beobachtete mit Erstaunen diese Veränderung bei dem in den letzten Jahren immer mürrischen, wortkargen Gatten. Sollte ihn diese Lösung in des Sohnes Leben derart befriedigen, daß er wieder ganz auflebte? „Wie schön wäre das!“ dachte sie dankbaren Herzens. Über hatte sie einen Blick in das Herz des Gatten tun und dadurch erkennen können, wie beruhigt und befriedigt er in dieser Nacht an ihrer Seite zum ersten Male wieder seit langer Zeit einschlief, sie wäre selbst am glücklichsten darüber gewesen.

Christine verbrachte die Nacht im Hause Stoewing, wo sie mit jubelnder Freude von allen Seiten empfangen wurde.

Fritz Starck, Susis Gatte, machte wirklich große Augen beim Anblick dieser so weltgewandten, so gar nicht hilfsbedürftigen jungen Dame und behandelte sie mit ganz besonderer Ehreerbietung, denn es imponierte ihm nicht wenig, wie tapfer und erfolgreich sie sich die Jahre über durchs Leben geschlagen hatte.

Oncle Stoewing hatte Christine zum Empfang einfach in die Arme genommen und ihr einen schallenden Kuß versetzt: „Der ist für die Wiederkehr der verlorenen Tochter,“ meinte er, und dann bekam sie noch einen, „und der ist für die neugebackene Braut.“

Damit war die Heimgekehrte auch in diesem Kreise wie ein Mitglied der Familie anerkannt und aufgenommen, was sie mit wohlstender Freude genoß.

Um andern Morgen stand schon um acht Uhr Henner mit dem Auto vor der Stoewingschen Villa, um die Herrin abzuholen. Christine saß wohl schon mit der Familie beim Frühstück, erwartete jedoch Henner nicht vor zehn Uhr. Werner war ja noch gar nicht da, und so ließ sie dem Chauffeur sagen, er müsse noch so lange warten, bis Herr Doktor Krüß da sei, der sie auf der Fahrt begleiten werde.

Doch da erschien Henner selbst mit etwas verstörtem Gesicht, er müsse Fräulein Berthold in

einer dringenden Angelegenheit gleich sprechen.

Von banger Ahnung erfüllt, empfing sie ihn sofort, und er berichtete ihr mit stockenden Worten, daß ihre Mutter in dieser Nacht verschieden sei.

Regungslos nahm sie diese Nachricht entgegen, und nur ihr weißes Gesicht verriet, was sie jetzt empfand. Raum vier Wochen hatte die alte Frau in der Freiheit verleben dürfen, und es hatten weder ihre Liebe noch die sorgsamste Pflege es vermocht, den kranken Körper wieder dem Leben zurückzugewinnen.

Susi näherte sich der Freundin und streichelte ihr die Hände, und ein kleines Händchen stahl sich scheu dazwischen: „Armes Tantchen!“ flüsterte das Kinderstimmenchen. Da stürzten Christine die Tränen über die Wangen und gaben ihrem Schmerze den erlösenden Weg. So fand sie bald darauf Werner, und noch unter Tränen lächelnd, sagte sie, zu ihm aufblickend: „Wie gut es der liebe Gott doch mit ihr und mir gemeint hat, Werner. Ich weiß, daß sie ganz glücklich gestorben ist und nun die ersehnte Ruhe gefunden hat. Ihr Leben wäre aber eine dauernde Qual für sie geworden, wenn ich wieder hätte abreisen und sie allein hier zurücklassen müssen. Sie hätte diese weite Reise ja nicht mehr machen können. Arme, arme Mutter!“ flüsterte sie noch mit zuckenden Lippen und lauschte unterwegs wie ein müdes, vertraulendes Kind seinen järtlichen Trostesworten.

Als das Begräbnis der Mutter in aller Stille erfolgt war, erledigte Christine in dem Häuschen ihre wichtigsten Angelegenheiten und über gab Pfarrer Heim beim Abschied eine Urkunde, darin sie dem Waisenhaus das Häuschen mit dem Garten als Erholungsstätte zum Geschenk machte und außerdem eine nicht unbedeutende Summe zur Erhaltung des Häuschens und Gartens aussetzte.

Dann endlich konnte sie auch daran denken, die alte, kränkliche Therese zu besuchen, die eine fast kindische Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen an den Tag legte. Christine mußte, ob sie wollte oder nicht, eine Tasse dünnen Kaffees mit dem alten Weiblein trinken und erfuhr dabei, wie kümmerlich dieses sein Leben verbracht. Ihre Krankheit hatte fast den größten Teil ihres geringen Vermögens aufgezehrt, und ihre Erzählung endete mit der Klage: „Ja, Christine, das hättest du damals wohl auch nicht gedacht, daß ich einmal im Spittel enden müßte. Und ich habe doch mein Lebtag nichts



Motiv aus dem Prättigau. Heimkehr.

Phot. E. Meerkämper, Davos.

anderes getan, als von früh bis in die Nacht hinein gearbeitet. Wenn man alt ist, gehört man weg von der Welt."

Ein heißes Mitleid mit dem alten, armen Menschen überkam Christine.

„Nein, Therese, ins Spittel sollen Sie mir nicht kommen!" tröstete sie. „Ich verdanke Ihnen so viel an guten Ratschlägen und Hilfsbereitschaft, als ich noch dumm und unerfahren war, daß es mir eine große Freude sein wird, es jetzt bei Ihnen wettzumachen.“ Und das Glück der Alten war unbeschreiblich, als sie hörte, daß Christine ihr bis an ihr Lebensende eine monatliche Unterstützung gewähren wollte, die ihr von nun an ein sorgenfreies, bescheidenes Leben sicherte. Noch unter der Türe waren ihre Worte ein einziger Segenswunsch für die schei-dende Christine, der es vergönnt war, mit vol-len Händen geben zu können.

Dann kam der Abschied von den treuen Waisenhaus-Bewohnern, und sie sagte zu der geliebten Schwester Marianne: „Nun komme ich Euch

jedes Jahr besuchen. Und, liebste Schwester Marianne, es wäre mir eine unendliche Freude, wenn Sie einmal zu uns nach Kanada kämen. Schreiben Sie mir, wann ich Ihnen Ihre Fahr-karte schicken darf, und Sie sollen auf die aller-bequemste Weise hinüberkommen.“

„Wer weiß!“ lachte die Schwester. „Vielleicht werde ich wirklich eines Tages reisefreudig.“

Noch ein inniger Händedruck Christines: „Sie sollen es nicht zu bereuen haben!“

Gegen Mittag traf sie mit Werner wieder in Hamburg ein, wo sie nun erst einmal in aller Ruhe ihr eigenes Schicksal besprechen wollten. Von Miss Dobbs war bereits die Antwort auf ihr Telegramm eingetroffen. Es lautete kurz und bündig: „Hätte dich für vernünftiger gehalten; aber wenn es durchaus sein muß, meinen Segen zu allem. Erwarte Euch mit Freuden.“

Und nun hieß es erst einmal den Eltern erklä-rlich machen, daß Werner beabsichtigte, mit nach Kanada zu reisen, da Christine dort nicht

wortbrüchig werden könne. Die Mutter war außer sich, als der Sohn es ihr allmählich beigebracht hatte.

Inzwischen saß Christine bei dem Vater und legte ihm ihre ganzen geschäftlichen Verhältnisse klar, dabei betonend, daß sie ihre Arbeit dort nicht aufgeben könne, und daß Werner in kurzer Zeit sich dort eine Stellung schaffen könne, wie es ihm hier kaum möglich sei.

„Alles recht schön und gut, mein Kind,“ entgegnete da Krüß, „aber auch mein Geschäft könnte eine tüchtige Kraft vertragen. Und wenn Werner schon Kaufmann werden will, so hätte er doch zu allererst in seines Vaters Geschäft die Möglichkeit dazu.“

Da blinzelte ihn Christine ironisch an: „Willst du dich zur Ruhe setzen? — Nein — also, was soll denn da Werner tun? In meinem Geschäft fehlt der Mann als Oberhaupt, und wenn wir zum Beispiel unsre beiden Firmen zusammenlegen würden, so, daß wir ein Haus in Hamburg und du eines in Kanada hättest? Wie gefiele dir der Plan?“

Lauernd beobachtete sie das Gesicht des alten Herrn. Sie hatte lange bemerkt, wo ihn der Schuh drückte. Nämlich, daß sein Geschäft in den letzten Jahren bedenklich zurückgegangen war und nur eine gründliche Hilfe geschaffen werden konnte, wenn auf irgend eine Weise genügend Kapital in die Firma kam.

„Das ist keine schlechte Idee, Christine,“ sagte er mit verhaltener Stimme. Es kostete ihn Mühe, seine Freude über ihren Vorschlag zu verbergen. Das war ja doch sofort sein Einfall gewesen, als sie am ersten Abend den geschäftlichen Betrieb ihrer Firma in Winnipeg geschildert hatte. Das konnte allein ihm noch Rettung aus seiner betrüblichen Lage bringen, dachte er.

Da stand sie auf und bot ihm die Hand: „Abgemacht, Vater,“ sagte sie wie ein echter Geschäftsmann. „Die Firma Krüß und die Firma Dobbs werden noch heute ein gegenseitiges Handelsabkommen unterzeichnen. Einverstanden?“

Da packte er sie bei beiden Schultern und sagte mit lachendem Gesicht: „Du bist ja ein ganz famoses Mädchen und ein fixer Geschäftsmann dazu! Alle Wetter, du greifst zu, wenn's lohnt!“

„Na — ob das hier gerade lohnt?“ zwinkerte sie ihm mit spitzbübischem Gesicht zu und huschte schnell hinaus, ihren Werner suchend, um ihm das Einverständnis des Vaters mitzuteilen. Die Mutter mußte sich schweren Herzens der Übermacht fügen, doch gelobte ihr das junge Paar, daß sie jedes Jahr einmal zum Besuche herüberfämen.

Wenige Tage darauf feierte man im Hause Krüß die Hochzeit Werners mit seiner Christine im kleinsten Kreise. In der Hamburger Gesellschaft hieß es, daß der junge Krüß eine immens reiche Amerikanerin geheiratet habe und nun mit ihr nach Kanada reise, um ihre Reichtümer und Besitzungen selbst zu verwalten. Er wurde viel beneidet, besonders von den wenigen, die das Glück hatten, Christine persönlich kennen zu lernen.

Der Tag der Abreise rückte heran, und die Eltern Krüß, sowie Susi mit der kleinen Christine brachten das junge Paar zum Schiff. Trostend sprachen Werner und Christine auf die weinende Mutter ein, nur mühsam Worte finnend, die ihr strahlendes junges Glück verborgen sollten vor dem Schmerz der Mutter. Vater Krüß, der in der letzten Zeit auffallend frisch und lebensfroh dreingesehen, blickte jetzt auch betrübt auf den scheidenden Sohn und die ihm so liebgewordene Schwiegertochter. Er fuhr sich mehrmals mit dem Taschentuch über den borstigen Schnauzbart, um seiner Bewegung Herr zu werden.

„Dass Christine aber auch nicht hier bleiben wollte — es hätte sich doch gewiß jemand dort gefunden, der für sie eingesprungen wäre,“ meinte Frau Krüß jetzt noch einmal flagend, als könnte sie die beiden noch im letzten Augenblick zur Umkehr bewegen.

Der rechte Weg.

Viele Wege gehen durch den Wald.
Wer nicht Bescheid weiß, verirrt sich bald,
Viele Wege auch durch's Leben geh'n,

mußt immer den dir ausersehn —
ob mancher auch sonst dich locken möchte —
von dem das Herz sagt: Der ist der rechte.
Trojan.